

Schillingscheinen in den Schlüpfen zu stopfen, bevor sie, wenige Meilen vor der Grenze zur Schweiz, ihr altes Steyer-Automobil ins dichte Gebüsch schoben und versteckten. Wenn sie nur wüsste, ob es Roda nach Palästina geschafft hatte! Irgendwann schloss Hedy die Augen und döste für eine Weile ein. Als sie aufwachte, versorgte Anton sie wieder mit Tee, dazu mit altbackenen Makronen, die er aus dem Laden mitgenommen hatte. Für Hemingway gab er ihr eine übrig gebliebene Dosensardine mit. Als der Himmel schließlich zu Königsblau aufdämmerte, war es an der Zeit zu gehen.

»Ich hol nur eben meine Jacke und begleite dich nach Hause«, sagte Anton. »Du solltest nicht alleine unterwegs sein.«

Hedy schnäuzte sich und richtete mit den Fingern ihre Frisur. Diese Nacht war eine Zäsur, der Moment, Ordnung zu schaffen und ihre Sachen zu packen. Morgen würde sie ein Vorhängeschloss für die Haustür kaufen. Ein großes Schloss aus schwarzem Metall, das mit einem lauten Klicken einschnappte. Was sie jetzt brauchte, war Stahl.

Draußen vor dem Fenster drangen die kräftigsten, am hellsten leuchtenden Sterne durch die Dunkelheit. Während sie hinausstarrte, dachte sie an die Protestler auf den Straßen von Wien, die auf Händen und Knien Unabhängigkeitsparolen vom Pflaster schrubben mussten. Die Deutschen hatten gelacht und so getan, als seien die umgetretenen Eimer und zerquetschten Finger ein Missgeschick.

Die Kreide wurde ausgewaschen, aber die Worte und die Farben der Botschaften waren ihr für immer ins Gedächtnis eingepägt, ebenso wie die Entschlossenheit in den Augen der Widerständler.

Anton kam mit seiner Jacke. Hedy gab ihm sein Taschentuch zurück.

»Behalte es.«

Hedy schüttelte den Kopf. »Nein, nicht nötig. Ich werde es nicht mehr brauchen.«

\*

Der Morgen des 16. September, ein Datum, das Hedy auf dem Kalender mit dicker schwarzer Tinte eingekreist hatte, versprach einen sonnigen, wolkenlosen Tag, auch wenn vom Hafen immer noch eine steife Brise wehte. Die Wetterlage war seit einigen Tagen wechselhaft; ein kräftiges Atlantik-Sturmtief im Golf von St. Malo hatte prasselnde Regenschauer mit sich gebracht, und der Wind pfiff noch immer so heftig durch die Straßen, dass er den Frauen die Hüte von den Köpfen fegte und sich in der neuen Hakenkreuzflagge verfing, die jetzt weithin sichtbar am Rathaus hing. Solche kräftigen Böen waren für das milde Klima der Insel ungewöhnlich, zumindest, solange die Blätter noch grün und die Abende noch so lau waren. Trotzdem hatte Hedy noch keine einzige Klage darüber gehört – vielleicht einfach nur, weil es keine Touristen mehr zu vergraulen gab oder aber weil die Wetterlage die neue kollektive Depression spiegelte. Als sie am Abend die Kaimauer in der Bucht von St. Aubin entlangelaufen war und den deutschen Unteroffizieren dabei zugesehen hatte, wie sie quer über den Strand Stacheldraht ausrollten, war es ihr so vorgekommen, als zögen sich selbst die Wellen schneller als sonst zurück, um diesen infizierten Ort zu meiden.

Auf dem Weg zur Hauptgeschäftsstraße der Stadt zog Hedy ihre Jacke über dem Kleid enger und wunderte sich, wieso der zielstrebige Takt ihrer zehenfreien hochhackigen Sandalen so laut auf dem Pflaster hallte – so laut, dass sich Passanten, scheinbar von dem Lärm gestört, zu ihr umdrehten und sie anstarrten. Als sie klickklackend in die King Street einbog, dämmerte ihr allmählich, dass es nur deshalb so laut hallte, weil der motorisierte Verkehr verschwunden war. Abgesehen von dem einen oder anderen deutschen Fahrzeug waren die Straßen von St. Helier wieder ein Labyrinth aus Fußgängergassen, in denen jedes prägnante Geräusch von den Häuserwänden hin und her geworfen wurde wie in den guten alten Zeiten. Sie nahm sich vor, im öffentlichen Raum keine hochhackigen Schuhe mehr zu tragen. Sie hatte nicht die letzten Wochen wie ein Geist in ihrem eigenen Viertel verbracht und war nur ab und zu zum Einkaufen oder Luftschnappen vor die Tür getreten, um jetzt unnötig Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Trotzdem war sie dankbar dafür, im Stadtzentrum eine neue Wohnung gefunden zu haben, unweit der Geschäfte und der Markthalle an der Beresford Street. Verglichen mit dem Haus der Mitchells war es ein deutlicher Abstieg, doch nachdem das Anwesen jetzt rechtlich der Vogtei unterstand, war die zugige, möblierte Mansarde in der Innenstadt besser als gar nichts und allemal besser, als irgendwo in einem Dorf aufzufallen. Schon jetzt waren die Fahrräder ausverkauft, und Hedy hatte ein paar Klappergäule ausgemacht, vor schäbige alte edwardianische Karren gespannt, auf denen die Einheimischen Obst und Gemüse transportierten. Auf diese Weise kehrten dampfende Pferdeäpfel auf die modernen asphaltierten Straßen zurück. Nicht lange, dachte Hedy, und die Straßen von Jersey würden so klingen und riechen wie die Straßen ihrer Kindheit.

Sie sah auf die Uhr; es war Viertel nach neun durch, noch gerade rechtzeitig, um sich vor ihrem Termin neue Strümpfe zu kaufen. Am Morgen hatte sie, mit einer Zeitung bewaffnet, Hemingway durch die Wohnung gescheucht, nachdem er ihr an ihrem letzten Paar eine Laufmasche gezogen hatte, und gebrüllt, sie wüsste, ihn zurückgelassen zu haben. Nackte Beine kamen nicht infrage, schon gar nicht an diesem Tag, wo es darauf ankam, so gut wie möglich auszusehen und sich auch so zu fühlen. Auf ihrem Weg zum Kaufhaus De Gruchy überholte sie mehrere Hausfrauen, alle mit demselben Gesichtsausdruck – wachsam, jeden Moment auf Ärger gefasst. Immer wenn sie an Gruppen scherzender deutscher Soldaten vorbeikamen, beschleunigten sie alle ihre Schritte, wenn auch nicht zu sehr, um ja nicht den Eindruck zu erwecken, vor dem Feind wegzulaufen und sich somit verdächtig zu machen. Inzwischen tummelten sich jede Menge Soldaten in der Stadt, man sah sie beim Schaufensterbummel oder beim Spaziergang in den Parks. Hedy fragte sich, wie das Reich all die Schiffe erübrigen konnte, um sie herzuschaffen. Nachdem sie um eine lärmende Gruppe einfacher Soldaten, die über einer Zigarette zusammenstanden und sich auf die Schulter klopfen, einen großen Bogen gemacht und auf die andere Straßenseite gewechselt war, erreichte sie das Kaufhaus, öffnete die schwere Glastür und begab sich zwischen verschiedenen eleganten Theken in die Strumpfwarenabteilung.

»Verzeihung«, sagte Hedy und versuchte, ihren Akzent so gut wie möglich zu verdecken, ohne dass es aufgesetzt klang, »ich hätte gern ein paar Strümpfe.«

Die Verkäuferin, eine Frau zwischen vierzig und fünfzig, das Haar zu einem Dutt aufgesteckt, neigte den Kopf. »Tut mir leid, Madam, alles ausverkauft.«

Ein Blick auf die Schubfächer unter der Glasplatte bestätigte Hedy, was sie sagte. »Und Sie haben auch nichts mehr im Lager?« Aus Sorge, dass dieser vorhersehbare Schachzug nach hinten losgehen könnte, lächelte sie freundlich, doch die Frau schüttelte nur den Kopf.

»Tut mir leid, ich kann Ihnen nicht helfen.« Dann lehnte sie sich in einer verschwörerischen Geste über die Theke, sodass Hedy ihr süßliches Parfüm in die Nase stieg, und flüsterte: »Daran sind *die* schuld. Kommen hier harmlos und freundlich rein, aber dann! Fallen wie die Heuschrecken über die Waren her und schicken alles an ihre Familien, verstehen Sie, weil bei denen schon seit Monaten alles leergefegt ist. Wintermäntel, Küchenutensilien, Stoffe, einfach alles. Wenn Sie diese Woche Käse kaufen wollen? Fehlanzeige, nicht für Geld und gute Worte.«

Auch Hedy senkte die Stimme. »Können Sie sich nicht weigern, sie zu bedienen?«

»Nee! Da kommt doch gestern dieser Kommissstyp herein und sagt, wenn wir das machen, stecken sie unsere Abteilungsleiter ins Gefängnis. Aber wo sollen die neuen Waren herkommen, frage ich Sie? Haben Sie gesehen, wie die diese Woche unten im Hafen unsere sämtlichen Jersey-Royal-Kartoffeln nach Frankreich verschifft haben? Und was bitte schön essen wir? Ich sag Ihnen mal was ...« Von einer plötzlichen Eingebung offenbar beflügelt, hellte sich die Miene der Frau auf, während sie noch leiser weitersprach: »Sie können die Strümpfe haben, die ich gerade trage, wenn Sie mir bis heute Abend ein paar Schweinekoteletts besorgen können. Der alte Herr hat Geburtstag, und ich hab nichts weiter für ihn als einen Rest Kutteln.«

War schon die Vorstellung, die getragenen Strümpfe einer fremden Frau anzuziehen, unangenehm, umso mehr noch die Einsicht, dass sie sich auf diesen Handel nicht einlassen konnte, selbst wenn sie wollte. Erst am Morgen hatte sie beim Metzger am Ende der Straße das Schild im Fenster gesehen: *Nur für Stammkunden*. Für Freunde und bevorzugte Kunden war zweifellos noch das eine oder andere zu haben, aber Hedy verfügte über keine solchen Beziehungen. Sie sah, wie sich ihre Zukunft in endlosem Schlangestehen hinziehen würde und sie selbst sich immer ganz hinten anstellen müsste, wo es nur noch zu holen gab, was sonst keiner wollte.

»Danke. Das ist sehr nett von Ihnen, aber ich werde es woanders versuchen.«

Mit ihrem Achselzucken gab die Verkäuferin Hedy zu verstehen, dass sie damit nur ihre Zeit vergeude. Womit sie recht behalten sollte. Bei Voisins, dem Kurzwarenhändler am anderen Ende der Stadt, selbst in dem seltsamen kleinen Laden hinter dem Markt, in dem alte Damen ihre Latzschürzen und Flanellnachthemden kauften, überall bekam sie dieselbe Geschichte zu hören. Um zehn vor zehn gab Hedy sich geschlagen und machte sich mit immer noch nackten Beinen und der missbilligenden Stimme ihrer Mutter im Ohr, die ihr sagte, gute Mädchen gingen niemals so vor die Tür, auf den Weg zu ihrem Termin.

Kaum bog sie auf den Royal Square ab, auf dessen rosafarbenem Granitpflaster immer noch das riesige weiße Kreuz von ihrer Unterwerfung kündete, sah sie die Menschenmenge, eine chaotische Schlange von Männern, die in Zweier- und Dreier-

Reihen dicht an dicht bis um die Ecke in die Church Street reichte. Alle traten von einem Bein aufs andere und murmelten sich hinter der Hand Flüche zu, während sie auf Einlass in das improvisierte Meldeamt in der Bibliothek warteten. Die Registrierung, stellte Hedy fest, betraf männliche Anwohner zwischen achtzehn und fünfundfünfzig Jahren – ein Beispiel für die Vorliebe der Nazis, Listen zu führen, zu klassifizieren und zu zählen und so die Grundlagen für eine spätere Identifizierung zu schaffen. Von jetzt an war es für die Besatzer ein Kinderspiel, die Bürger von Jersey nach Belieben auszuwählen, zu sammeln und zu verteilen. Wie hieß es bei den Insulanern noch mal? So leicht, wie einen Fisch im Fass an den Haken zu bekommen. Wieder blies der Wind, und sie zitterte.

Irgendwo mitten in der Menschenmenge machte sich die Wut in Rufen Luft. Hedy reckte den Hals und sah, wie dort ein junger Mann mit flacher Mütze heftig gestikulierend zwei deutschen Soldaten zurief, sie hätten kein Recht, gesetzestreue Bürger so zu behandeln. Als sie sah, wie die Soldaten den Mann abführten, trommelte ihr das Herz in der Brust, und für einen Moment schloss sie die Augen. Dann strich sie sich das Kleid glatt, machte kehrt und ging, ohne einen Blick zurück, wieder ihres Wegs. Am anderen Ende des Platzes bog sie in die Hill Street ein und begab sich hochoberhobenen Hauptes und zügigen Schritts ins Ausländermeldeamt.

\*

Leutnant Kurt Neumann ließ seinen Seesack auf den gebohnerten Boden seines neuen Quartiers fallen und trat geradewegs an die Glastür am Ende des sonnigen Zimmers. Unwillkürlich verzog er das Gesicht zu einem breiten Grinsen, wie ein Kind bei seinem ersten Kirmesbesuch. Welch ein Blick! Hätte er doch nur eine Kamera! Der Garten war prächtig. Weiß blühende Rosen und exotische Ziersträucher säumten einen makellosen Rasen. Am Ende befand sich ein schmiedeeisernes Tor und dahinter – das Meer. Oder, so wie es in seinem neuen Wörterbuch stand, die *seaside*. Das hier war nicht die See, an die Kurt gewöhnt war, diese furchterregend aufgewühlte endlose Weite, die Schiffe zu verschlucken und Soldaten in die Tiefe zu ziehen drohte. Das hier war eine Fläche aus glitzerndem Saphir, die an einen Strand aus hellgelbem Sand und wogendem schwarzem Seetang plätscherte. Dieses Meer lockte einen, sich die Stiefel auszuziehen und barfuß am weichen, einladenden Ufer entlangzulaufen. Hätte er nicht in zehn Minuten eine Einsatzbesprechung, hätte Kurt genau das getan, jetzt sofort. Vor Staunen und Dankbarkeit über diesen Posten schüttelte er den Kopf.

Der Unterfeldwebel, der sie kurz nach dem Morgengrauen am Hafen abgeholt hatte, hatte sich erboten, sie erst einmal auf der Insel herumzuführen, bevor er die Offiziere an ihrem jeweiligen Quartier absetzte. Auf dem Rücksitz des blitzenden Morris Eight-Cabriolets breitete Kurts Sitznachbar, ein gewisser Leutnant Fischer, der mit Stolz dreimal erwähnte, er komme aus München, eine Karte über den Knien aus und bombardierte ihren Fahrer mit Fragen zur geografischen Lage und den Plänen zu den Befestigungsanlagen. Kurt hingegen lehnte sich, abgesehen von gelegentlichem Nicken und gespielterm Interesse an derlei Informationen, einfach nur auf dem Ledersitz zurück

und sah sich um. Die Arbeit konnte warten. Im Moment hatte er nur den einen Wunsch: alles in sich aufzusaugen. Die Insel, so schien es, war im Prinzip ein Rechteck. Zuerst fuhren sie die Bucht von St. Aubin an der Südseite entlang, an dem malerischen kleinen Granithafen mit seinen schaukelnden Fischerboten vorbei und über den Hügel nach St. Brelade, wo sich die saftig grüne Vegetation bis zur weißen Sandbucht hinzog. Die Straße führte zum westlichen Ende mit dem breiten Strand und den gewellten Dünen, von dort aus sechs Meilen die Nordküste entlang, mit majestätischen Klippen und blaugrünem Wasser in märchenhaften Buchten. An der Ostseite legte die Ebbe die terracottafarbene Mondlandschaft der nackten Felsenküste bloß, und dort ragte die prächtige, jahrhundertealte Festung Mont Orgueil in den Himmel. Bei jeder Kurve der gewundenen Straßen, in jeder Senke und unter jedem Überhang smaragdgrün belaubter Zweige war Kurt hellauf entzückt. Doch inzwischen sahen Fischer und die anderen Offiziere auf die Uhr, murmelten etwas davon, ihre Quartiere zu finden und sich zur Stelle zu melden. Kurt nickte, während er insgeheim nur daran dachte, nach dem Krieg mit seinem alten Freund Helmut hierher zurückzukehren. Offenbar gab es Pläne, die Kanalinseln, wenn das alles hier vorüber war, in eine Art Luxus-Urlaubsort für das Militär zu verwandeln. Dann könnte er in einem dieser großen Hotels an der Esplanade die Bars unsicher machen und Mädchen kennenlernen. Es würde eine fantastische Zeit werden.

Bei seinem Quartier handelte es sich um eine hübsche Doppelhaushälfte in Pontac Common, einem Viertel im Osten der Stadt. Die früheren Eigentümer hatten ihr Heim geschmackvoll in dezenten floralen Mustern tapeziert, und es duftete angenehm nach Möbelpolitur und Lavendel. Als Kurt in den Garten trat und den Blick zum Meer schweifen ließ, flog ihn der Gedanke an, wohin es sie wohl verschlagen hatte. Trotz des frischen Winds wärmte ihm die spätsommerliche Sonne das Gesicht, und in den Blumenbeeten summten noch die Bienen. Fischer, der ihm als Zimmergenosse zugeteilt war, kam durch die Gartentür zu ihm heraus und bewunderte lächelnd die Aussicht.

»Hier lässt sich's leben, was?«

»Wunderschön«, erwiderte Kurt.

»Gibt allerdings viel auszumisten, ich meine, als Besatzungsmacht.«

»Tatsächlich?« Erst jetzt stellte Kurt fest, dass Fischer ein Infanterie-Sturmabzeichen sowie eine Nahkampfspange trug.

»Richtlinie aus Berlin zum Umgang mit der Bevölkerung.« Fischer rümpfte die Nase und trat auf dem Rasen eine Zigarillo aus. »In den ersten Wochen wurde ein bisschen zu eng mit der hiesigen Regierung kooperiert – wenn Sie mich fragen, sendet man damit eine falsche Botschaft aus.« Kurt nickte, ohne recht zu verstehen. »Offenbar haben sie noch nicht mal die Judenschweine verhaftet.«

Kurt ahnte, dass der angenehme Teil des Tages wohl vorbei war, und nahm noch einen tiefen Zug von seiner Zigarette. »Und das ändert sich jetzt?«

»Sie werden diese Woche registriert. Dann sieht man weiter.« Fischer pumpte sich die Lunge mit Seeluft voll. »Ja, ich glaube, aus diesen Inseln lässt sich was machen.«